



MOJCA
KUMERDEJ
CHRONOS
ERNTET

Roman

Wallstein

Eine junge Frau ist schwanger und kann keinen Vater vorweisen; in ihrer Not erzählt sie eine phantastische Geschichte, in der der Teufel eine Rolle spielt. Eine Bauerntochter rebelliert gegen das patriarchalische System. Ein Bischof auf Visitation in den innerösterreichischen Erbländern streitet mit seinem alten Freund, einem protestantischen Grafen, über Macht und Sünde. Als er mit allen Raffinessen einen Hexenprozess anzuzetteln versucht, unterläuft das ein liberaler Bürgermeister, und ein Stadtschreiber fühlt sich zum Philosophen berufen und lässt sich nicht mehr diktieren, was er zu sagen hat. Aufklärung und Aberglaube widerstreiten im Volk, Heiligkeit und Scheinheiligkeit sind nur im Ausnahmefall voneinander zu trennen.

Mojca Kumerdej führt in ihrem polyphonen historischen Roman in die Zeit der beginnenden Gegenreformation im späten 16. Jahrhundert. Sie zeichnet ein überaus farbiges, lebenspralles Bild der Verhältnisse und lässt Angehörige aller Klassen und Schichten zu Wort kommen: voller funkelnder Einfälle, Witz und fesselnder Dialoge. Mojca Kumerdejs großer Roman zielt immer auf Heutiges – nicht nur, weil er den Frauen eine besondere Rolle für die Befreiung von falscher Autorität zuweist, sondern weil er überhaupt nach den Prozessen fragt, die zu Diktatur und Unterdrückung führen.

MOJCA KUMERDEJ

CHRONOS ERNTET

Roman

Aus dem Slowenischen von
Erwin Köstler

Unkorrigierte Leseprobe

Erscheint im März 2019

ca. 28,- €; 28,80 € (A)

ca. 450 Seiten

ISBN 978-3-8353-3442-7



WALLSTEIN VERLAG

Das Land durchlebte moralisch-meteorologisch-medizinische Katastrophen. Genau wie im Alten Testament, wie das Volk feststellte. Nach einem strengen Winter begann der Schnee zu schmelzen, sodass Anfang März das Wasser stieg. Dem folgte eine kühle Regenzeit, dass die Leute husteten und Eiter spuckten. Dann wurde es plötzlich warm, und Keime erwachten, die in tatenloser Dumpfheit überwintert hatten und nun die Gedärme, Ohren, Münder, Lungen der Menschen befielen und sich auch über die Nutztiere hermachten. Da die Eichen zwei Jahre davor voller Eicheln gewesen waren, waren im Jahr darauf die Mäuse zu Kolonien herangewachsen, die hemmungslos auf Hofeinfahrten, in Ställen und Häusern herumlaufen und sogar aus den Schubkästen und Truhen kriechen sollten, nach dem Mäusejahr aber konnte das Volk sich für diesen Frühling auf eine noch schlimmere Plage gefasst machen – Schlangen. Überfressen von den fetten Mäusen und Ratten, lang, dick, kurz, dünn, wanden sie sich beim ersten wärmeren Sonnenstrahl munter zwischen den menschlichen Füßen, machten ihnen ein wenig Platz oder schlugen auch ihre Zähne hinein, wenn ihnen einer für ihren Geschmack zu nahe trat. Einige aber, und das meinten nicht wenige, bissen aus reiner Bosheit. Denn außer den Menschen und ... wir werden nicht sagen, wem, können auch Tiere böseartig sein, zumal jener, der Ungeschriebene und Ungesagte, imstande ist, ihre Gestalt anzunehmen.

Noch vor dem richtigen Sommer würde eine große Hitze kommen, weissagten die Praktiken der Bauern

wie der Astrologen: Brände werden ausbrechen – ja was, ganz von allein?! –, dann werden seltsame, Heuschrecken ähnliche, nur viel größere Insekten angreifen und noch das wenige auf den Feldern, dem es gelungen sein wird, Wurzeln zu schlagen, vertilgen. Auf dem Land wird es an Nahrung fehlen, noch schlimmer wird es in den Städten, wo der Preis für Lebensmittel in die Höhe schnellte. Und damit es eine Katastrophe biblischen Ausmaßes ist, greift der Bauchfluss um sich, an dem sich mancher qualvoll zu Tode scheidet. Und dann kommt die Pest und rafft ein Fünftel der Dörfer dahin, dann kommen Typhus, Fleckfieber und Bauchfluss und wieder die Pest, inzwischen wüten ein wenig die Türken, brechen die schwarzen Blattern herein, und während zu all dem Übel das Antoniusfeuer die Menschen erfasst hat, kommt wieder der Typhus und abermals die Pest ...

Vielleicht ist all das wirklich geschehen, sehr wahrscheinlich aber nicht in einem Jahr oder zweien. Der menschliche Verstand hat die Angewohnheit, die Geschehnisse in Betracht der Vergangenheit zusammenzurücken, sie reich und bildhaft ineinander zu mengen und in manchem zu übertreiben. Gerade letzteres bewährt sich, wenn es gilt, eine vergangene Tat zu rechtfertigen. Und auf das Gute, oh, auf das Gute versteht sich das Volk. Der gesunde Menschenverstand sagt ihm deutlich, was gut ist und was nicht, besonders, wenn lebendiges Fleisch verstümmelt und die Grenze zwischen Leben und Tod gezogen ward. Es ist einfach nicht anders gegangen, war schon besser so, für alle, sind die üblichen Erklärungen nach solchen endgültigen Taten, deren einige das menschliche Gedächtnis schlicht löscht. Worte wie *schlicht* oder *einfach* sind für die Begründung von Gewalt

außerordentlich brauchbar, denn sie bekräftigen den Sinn und betonen die Unausweichlichkeit des Getanen. Und eine Erinnerung zu löschen ist nicht schlecht, sondern gut. Mit zu viel Schlechtem zu leben ist für den Menschen ermüdend und qualvoll, ruft es doch Schuld und Unbehagen hervor, das sich wiederum auswächst zu Angst und Beklemmung. Man muss Gottes Erfindergeist dankbar sein, dass unser Menschengehirn alles Schöne zurückhält wie ein Sieb und nicht von all dem Schlechten verstopft. Etwas übertreiben, abwiegeln, auslöschen, aufblasen, auf jeden Fall irgendwie anders darstellen ... zu all dem ist der menschliche Geist fähig. Doch der menschliche und Gottes Geist sind nicht die einzigen. Neben ihnen existiert noch einer, der das Volk listig zu bereden weiß, es lockt und verführt.

»Wie wissen wir also, dass wir richtig gehandelt haben?«, fragt sich das Volk.

»... dass wir uns nicht geirrt haben?«

»... dass wir etwas gemacht haben, weil es Gott uns befohlen hat, und nicht, weil wir in eine Falle getappt sind?«

»... ja, woher wissen wir, ob Gott zu uns spricht und nicht vielleicht ...?«

»Und nicht vielleicht ...?«

»Der andere ...«

»Wer zu uns spricht, das kann man an der Stimme erkennen«, antwortet das Volk sich selbst.

»Aber kann man die zwei wirklich immer auseinanderhalten?«

»Die zwei?!«

»Kann ja sein, dass wir glauben und uns ganz sicher

sind, dass es Gottes Stimme ist, die wir hören, aber in Wahrheit ist es ...«

»Wer?!«

»Sein Nachahmer ... der mit der bösen Stimme ... der finsternen Stimme, der zu sein vorgibt, was er nicht ist ...«

»Der Fromme kann Gut und Böse unterscheiden!«

»Kann er das immer? Und wenn ja, wie kann er es? Wie hat der biblische Abraham, dem Gott auf seine alten Tage einen Sohn geschenkt und dann von ihm verlangt hat, ihn auf den Berg Morija zu bringen und ihn dort zu opfern wie ein Tier – wie hat er erkannt, dass es Gottes Stimme war und nicht irgendeine andere? Wie kann er ohne Bedenken das Messer nehmen, um es dem Sohn ins Herz zu stoßen, weil Gott es von ihm will?«

»Wer glaubt, der hat keine Angst und tut alles, was Gott von ihm erwartet.«

»Aber was wäre gewesen, wenn ihm nicht im letzten Moment ein Engel Einhalt geboten und ein Opfertier vor die Nase geschoben hätte?«

»Dass der Engel Abraham Einhalt geboten und den Hammel vor ihn hingeschoben hat, beweist, dass es Gottes Stimme war.«

»Im Nachhinein klingt das versöhnlich, doch in dem Augenblick, in dem der Mensch ein so grauenhaftes Begehren vernimmt und alles offen ist und vor ihm die unendliche Leere sich auftut ... Was ist, wenn diese wahrhaftig leer und wenn in ihr keinerlei Sinn ist?«

»Wo der Glaube ist, dort gibt es nicht die Leere der Sinnlosigkeit!«

»Doch sein Kind umbringen? Was für ein Gott kann von einem Vater den Tod seines Sohnes verlangen ...«

»... wenn nicht Gott, der imstande ist, sogar den

eigenen Sohn in den Tod zu schicken, um damit die grobe Unterbrechung eines derart häretischen Denkens zu betonen?»

»Still! Wir sollen uns nicht in die Schöpfung drängen und sie besser verstehen wollen, als nötig und als uns bestimmt ist. Untergraben wir nicht Gottes Pläne mit Zweifeln und unangemessenen Fragen! Es gibt Dinge, die uns übersteigen, die man nicht verstehen und die man nur hinnehmen kann!«

»Doch wie sollen wir mit Bestimmtheit wissen, was Gott von uns will? Dass er überhaupt etwas von uns will? Woher wollen wir wissen, dass die Stimme, die zu uns spricht, nicht unsere eigene Narrheit ist?»

»Wir wissen es, weil wir glauben! So ist es und nicht anders! Wir müssen Gott für alles, was wir sind und haben, dankbar sein. Ohne ihn würde es auch uns, die wir nach Gottes Ebenbild erschaffen sind, nicht geben ...«

»Schon, schon, aber einige, sehr wenige zwar, glauben, dass es für unser Dasein nicht den Geist Gottes braucht. Und dass es uns in unserer ganzen elenden Unvollkommenheit gibt, weil uns die kalten Gesetze der Natur ausgespuckt haben, denen am Menschen nichts liegt und die weder von Gott noch von sonst etwas anderem eine Ahnung haben. Die Naturgesetze, die wie wildgewordene Automaten ins Leere schaffen und mahlen. Und dass wir, die wir glauben, Gottes Ebenbild zu sein, in Wahrheit nur die Körner sind, die in diese verrückte Maschine geschüttet werden, um nichts bedeutender als die Tiere und das Wasser und die Steine und die Gestirne. Denn es gibt einige, die ohne Gott leben können und weder Grauen nach Angst davor haben, dass die Welt ohne Sinn vor sich hinmahlt von Anfang bis Ende. Und das Ende

kommt, eines schönen Tages, sagen diese, der vor allem nicht schön, sondern hässlich sein wird, dann bleibt die Maschine stehen, weil die Naturgesetze es so wollen. Schlimmer noch – vielleicht wollen sie weder noch wollen sie nicht, sondern sie mahlen ohne einen Funken von Geist vor sich hin, bis sie in sich zusammenfallen und mit der Welt genauso verschwinden, wie sie entstanden sind ...«

»Völlig ausgeschlossen! Etwas kann nicht aus dem Nichts entstehen und dann im Nichts verschwinden. Das geht nicht! Unmöglich! Unmöglich! Es gibt keine Natur ohne Gott! Gott hat die Natur erschaffen, in der nichts geschieht, das er ihr nicht selbst eingeschrieben hätte!«

»Und die Wunder?«

»Mit Wundern zeigt Gott uns seine Größe, indem er die Natur aufbläst und sie ein wenig in die Mangel nimmt.«

»Doch was ist, wenn es keine Wunder gibt und das bloß Naturerscheinungen sind, die wir seltsam finden, weil wir sie nicht begreifen können?«

»Was wenn ... Aber ... Trotzdem ... Doch ... Diese ganzen Fragen, das alles führt doch zu nichts!«

»Aber einige leben mit der Abwesenheit von Sinn ... können damit leben ...«

»Nicht mehr lange! Denn wir stöbern sie auf, stochern sie heraus, und dann werden wir sehen, wie sie ihre Melodie in Spanischen Stiefeln zu Ende singen und tanzen werden!«

»Aber was ist, wenn wir Gott nur haben, weil wir uns fürchten, und bloß aus Furcht etwas davon faseln, dass er uns erschaffen hat und über uns wacht? Und wenn wir in seinem Namen nur aus Grauen vor der möglichen

Wahrheit handeln, dass es gleich ist, ob wir gut oder schlecht sind, dass es völlig unwichtig ist, ob es uns gibt oder nicht?«

»Still!! Noch gut, dass das ganze Geschwafel unter uns bleibt! Die Wände haben ungeheure Ohren und Adleraugen, die daran haften, noch gut, wenn wir gar nicht laut drüber reden ...«

Na gut ... jetzt sagen wir einmal nichts:

Was wir denken, bleibt in unserem Kopf, und wir geben keinen Ton von uns, weil wir Angst haben. Wir haben Angst vor dem Schöpfer, noch mehr fürchten wir, dass es keinen Schöpfer gibt und dass all die Geschichten über Gott Erfindungen sind, mit denen uns die Herren unterdrücken und vor allem wir selbst. Alles macht uns Angst – die Natur, Gott, der Graf, der Fürst, der Kaiser, all diese Bischöfe und Vikare, die Visitationen, die Glaubenskommissionen, die Prädikanten, die Springer, die Stifter und die Landsknechte, dann die Türken, Krankheiten, natürliche und übernatürliche Katastrophen, schlechte astrologische Vorbedeutungen, wir haben Angst vor Fremden, wir haben Angst voreinander, wie haben vor uns selber Angst.

Und jetzt denken und reden wir wieder laut:

Am schlimmsten ist, wenn du alles tust, und zwar genau so, wie Gott es will, und trotzdem schert er sich nicht um dich. Du sprichst zu ihm, bettelst ihn an, kriechst ihm in den Arsch, er aber, als verschlösse er Augen und Ohren, während dir ein Unglück zustößt, noch ehe du dich vom letzten erholt hast. Wenn am Horizont eine neue Katastrophe dräut, und zwar nicht nur dir, auch

deinen Nächsten, macht das Glück einen überaus weiten Bogen um uns, während die andern, die Gottes Gesetz polternd übertreten, im schönsten Frieden leben und sich einen Wanst anfressen, denn das Leben legt ihnen aus uns unerfindlichen Gründen die größten und schmackhaftesten Bissen auf den Tisch. Und wir warten und warten, fragen uns und verstehen nichts. Warum trifft es uns, die wir weder Schuld noch Schulden haben? Warum befällt die Krankheit nicht jene, die die menschliche – wirklich menschliche? – Bosheit verkörpern, sondern den guten Ehemann und Vater, der sich von früh bis spät abrackert, um die Familie zu ernähren? Warum greift die Krankheit die Mutter an, die aus ihrer vertrockneten Brust ihr zehntes Kind säugt, das allem Anschein nach, wie schon sechs Kinder davor, bald nachdem seine Lungen zum ersten Mal Leben geschöpft, dieses endgültig aushauchen wird? Nun, warum?! Warum widerfährt das uns, den Gerechten und Anständigen, gewissen Leuten aber nie, gar nie?

Unter den einfachen Leuten leben Einzelne, vor denen man ständig auf der Hut sein muss. All das, was für die leidenden Jedermänner gilt, gilt nämlich nicht für sie, wofür es mehrere Gründe gibt. Der erste ist, dass die Erwähnten weniger leiden als die Mehrheit. Der zweite ist, dass die Mehrheit genau der Betreffenden wegen leidet, die, und das ist der dritte Grund, der Mehrheit Leiden verursachen, um ihr Leben mit kurzweiligen Bosheiten so vergnüglich wie möglich zu vertun. Unterdessen aber leidet das anständige Volk, weil es leider so ist, dass die Gerechtigkeit einer unverständlichen Regel zufolge mit dem Leiden verklebt ist, wie schon die Alten Griechen sagten, von deren Existenz das Volk keine Ahnung hatte, denn es brauchte nicht viel mehr zu beherrschen als den

Ackerbau, die Viehzucht, die Handwerksgewerbe und das Aushecken zahlloser Ideen und Schlussfolgerungen, bei denen sich ihrem Gott die Haare gestäubt hätten. Naja, hätten, wenn Gott denn Haare hätte, und zwar lange, graue, und einen ebensolchen Bart, wie sich das Volk Gott eben vorstellte, doch er hat weder Bart noch Haare, denn Gott ist ein Begriff, wie zu jener Zeit wenige dachten, beziehungsweise hat Gott einfach deshalb weder Bart noch Haare – und das meinten damals im Stillen nur die Dreistesten –, weil es Gott ... schlicht und einfach ... nicht gibt.

Es gibt ihn nicht, *nada*, wie in der Vergangenheit die Reisenden sagten, die auf der Flucht vor der spanischen Inquisition ins Heilige Land hier durchkamen und dann im Osmanischen Reich steckenblieben, viele von ihnen in Bosnien. *Nada*, sagten auf Spaniolisch die Söldner, die aus den Kämpfen in Spanien zurückkehrten. Das hiesige Volk bäugte scheel diese spaniolischen Sprecher und meinte, dass von der *nada* die Rede sei, die in seiner eigenen Sprache Hoffnung bedeutet. *Nada, nada*, immer dieses *nada*. Doch die Sprecher hatten nicht seine Hoffnung im Sinn, sondern das Nichts, was *nada* im Spanischen auch bedeutet. Sehr wenige, die Spanisch verstanden, gerieten darob ins Grübeln, ob nicht vielleicht bestimmte Wörter die verborgene Wahrheit gleichlautender Wörter aus anderen Sprachen enthielten. Denn wenn dem so war, dann war die Hoffnung das ganz gewöhnliche Nichts, als was sie sich im Leben nicht selten erwies. Und war somit nichts zu hoffen besonnener als irgend etwas zu hoffen, denn so ist es möglich, die Enttäuschung zu vermeiden, wenn sich herausstellt, dass die Hoffnung nicht mehr ist als ein verschissenes Nichts. *Nada*, das heißt nichts, blieb

nämlich am Ende auch jenen, die das Volk für schuldig befand und die in den Schraubstock seines Gerechtigkeitswahns gerieten.

Übrigens sind wir vom Hauptweg ein wenig abgewichen, aber nicht abgekommen, betrifft das Gesagte doch die vorhin erwähnten Duckmäuser und Kriecher. Die am unschuldigsten Erscheinenden unter ihnen sind in Wahrheit die Schlimmsten. Sie sind nicht leicht zu erkennen, denn sie verbergen sich, gehüllt in eine junge, vielleicht in eine alte, schon ganz vertrocknete und faltige Haut, die Erscheinungsformen sucht er sich nämlich nicht aus ... ups, *er* haben wir geschrieben, dessen Namen wir mit Bedacht, damit sich der Halunke nicht überhebt, nicht schreiben geschweige denn aussprechen werden, wenn wir ihn aber schon niederschreiben müssten – und es gibt nicht eben viele unter uns, die das könnten –, würden wir ihn nicht groß schreiben, sondern mit kleinen Buchstaben, und zwar hässlichen, wir gäben uns alle Mühe, ihn scheußlich hinzukritzeln ... uch ... aaah, er weiß schon, dass von ihm die Rede ist, er bockt schon, schlägt schon aus, darum müssen wir von jetzt an vorsichtiger sein und langsamer denken ... Mit großem Eifer würden wir uns bemühen, ihn mit unserem Gekritzel zu erniedrigen. Also, statt seinen Namen auszusprechen, wenn es wirklich nicht sein muss, räuspern wir uns lieber, husten, vielleicht pfeifen wir unter bedeutungsvollem Augenrollen und spucken einmal unseren Rotz auf den Boden.

Für all die Katastrophen und das Gewürm, das aus der Erde kriecht und plump vom Himmel fällt, muss es einen Grund geben. Wir glauben nicht, dass uns Gott einfach so quält, wie es ihm passt, und zwar uns, die wir an jedem Tag des Herrn, ob es dick schneit oder die Hitze

auf unsere Köpfe eindrischt, in die Kirche fliegen; naja, nicht fliegen im wörtlichen Sinn, denn wir sind anständig und gehen keine heimlichen Wege, und schon gar nicht fliegen wir durch die Luft, wie die Betreffenden es tun. Nein, nicht unser Schöpfer ist es, und er kann es nicht sein, der uns so viele Plagen verursacht. Wir sind fromm, darum kann uns wohl Gott nicht so oberflächlich das Leben vergällen und uns all die schlimmen Mühen und Strafen auferlegen, die wir, gemessen am Grad unserer Sündhaftigkeit, nicht verdient haben. Wir sind ein anständiges Volk und wir lieben Gott – was Gott will, das geben wir der Kirche, was der Graf will, kriegt er von uns, was der Landesfürst Erzherzog Ferdinand will, geben wir ihm, etwas aber verstecken wir auch vor all den Genannten, denn sie verlangen zu viel von uns. Außer diesen haben wir den Kaiser über uns, der so weit weg ist, dass wir ihn uns nicht einmal vorstellen können und seiner Wirklichkeit erst gewahr werden, wenn wir ihm geben müssen, was ihm zusteht – vor unsere Leben, wenn sie von den Landsknechten überall im Reich konskribiert und in Schlachten geschickt werden, deren Gründe und Inhalte wir nicht einmal kennen und die uns in Wahrheit nichts angehen, mit Ausnahme der Verteidigung gegen die Erbfeinde des Landes, die Türken, die uns seit zweihundert Jahren ausplündern, vergewaltigen, entführen und morden.

Dennoch haben wir unsere Arten und Weisen, zu beurteilen, was gerecht ist und was nicht ganz so gerecht. An den großen Feiertagen wanken wir unter der großen Fahne in einer Prozession um die Kirche, und ganz besonders halten wir unsere Jungfrau in Ehren, und zwar von dem Zustand, als sie noch nicht Mutter war, sondern

Maria Immaculata, der unsere Kirche geweiht ist, bis zu dem Zustand, als sie Mutter geworden und schließlich in den Himmel aufgefahren ist. Auf dem Hauptaltar steht ihre Statue, schön bemalt, aus Holz, am Seitenaltar ist ein Bild, auf dem Maria vor ihrer Mutter Anna kniet und ihr eine große weiße Lilie reicht. Im Dezember, wenn es bei uns kalt ist und die Füße, wenn nicht im Schnee, dann im Schlamm einsinken, stapfen wir fromm zu ihr hin und, ob's draußen grauslich oder schön ist, umwinden unsere Jungfrau, wie es sich für gute Katholiken gehört, mit Kiefernreisig und erweisen ihr würdig die Ehre und feiern sie auch groß an allen ihren übrigen Feiertagen. Die Maimaria schmücken wir mit Maiglöckchen, und die von ihrem Sohn Jesus in den Himmel Aufgenommene mit großen Gartenrosen. All das und noch mehr, was wir in unserem demütigen Glauben tun, ließe sich aufzählen, darum fällt es uns schwer zu glauben, dass Gott Vater mit uns umgeht wie mit schlimmen Buben. Gut, irgendwie verstehen wir noch, dass er uns zur Mahnung Hagel, Dürre oder Frost schickt, manchmal in einem Jahr alle drei. Doch alles Übrige, und fast zur gleichen Zeit – Bauchfluss, Ratten, Schlangen, Pest, Blattern, die Türken, Mäuse, Eisstoß, Sonderabgaben ... nein, das alles, so dicht und auf einem Haufen, das kann nicht das Werk des Schöpfers sein. Und wenn es nicht seines ist, ist es vielleicht das Werk von jemandem, der von Gott geschaffen wurde, der dann aber finstere Wege genommen hat. Und zwar nicht allein, o nein, nicht allein, denn in jedem Volk findet sich einer, und für gewöhnlich sind es mehr, die bereit sind, sich auf seine Seite zu schlagen. Manchmal geht das gesamte Volk vor ihm auf die Knie, so wie sie es Sodom und Gomorrha getan haben.

Aber wir nicht; wir sind nicht so, die meisten nicht, ein paar sind schon anders, und unter diesen sind nicht eben viele Männer, was bedeutet, dass es Frauen sind, junge, alte, Kinder noch fast, die am ehesten mit ihm, dessen Namen wir nicht aussprechen, weil alle wissen, von wem die Rede ist, gemeinsame Sache machen. Eben diese muss man besonders im Auge behalten, auf ihr Benehmen, ihre Gewohnheiten und ihre Sprache achten, genau hinhören, ob sie Wörter seltsam aussprechen, sich dazwischen räuspern, irgendwelche seltsamen Bewegungen machen, die Lippen spitzen und verdächtig blinzeln. Man muss nachsehen, was sie tun, wenn sie sich sicher sind, nicht beobachtet zu werden. Darum ist es gut, einmal einem zu folgen, sehr vorsichtig natürlich, damit er nicht bemerkt, dass unsere Blicke an seinem Rücken haften, was nicht einfach ist, denn gerade diese haben besonders feine Sinne und spüren schnell, ob ihnen jemand nachspäht und sie verfolgt. Solche Wahrnehmungen übersteigen die menschlichen Fähigkeiten. Wie auch nicht, wenn sie einen Einflüsterer zur Seite haben, der sie andauernd warnt und ihnen ermöglicht, wie die Füchse unter uns zu herumzuhuschen. Wenn etwas nicht läuft, wie es soll, wenn es Krankheiten und Unfälle gibt, tut es so gut, sich ein wenig umzuschauen, nachts um ihre Behausungen zu streichen und nachzusehen, ob drinnen Licht brennt, ein Auge durch den Fensterspalt zu werfen, das Ohr an die Mauer zu legen und hinterher die Leute, die mit ihnen leben, scheinbar nebenbei nach dem und jenem zu fragen. Nach der Gesundheit zum Beispiel, nach dem Vieh, was das Feld macht, ob es guten Ertrag bringt, schlechten, ob auf dem Feld ungewöhnliche Sachen wachsen, ob es heuer vielleicht mehr als sonst zu ernten gibt, obwohl

die Natur rundherum alles niedergedroschen hat. Muss gar nicht sein, dass die Angehörigen wissen, dass die Bosheit unter ihnen wohnt, darum ist es gut, wenn sich eine Antwort als verdächtig erweist, ihnen auch ein paar Dinge anzudeuten, sie langsam zu wecken und sie auf unsere Seite zu ziehen. Wenn jemand, dann sind es gerade die Nächsten der Verdorbenen, die das ungewöhnliche Tun und Treiben solcher Hexen bemerkt haben könnten, und Hexe ist für sie das richtige Wort, denn sie fliegen nachts, wenn die anständigen Leute schlafen, als Hexen herum. Darum sollte zum Wohlergehen der Gemeinschaft regelmäßig geprüft werden, ob im Hof oder im Haus des Nachbarn ein ungewöhnliches Licht flackert, ob von dort ungewöhnliche Geräusche kommen, Bellen, Rumpeln, irgendetwas, das man unmöglich einem Volk zuschreiben kann, das vor dem Kruzifix brav sein Kreuz schlägt und zum Fest der Heiligen drei Könige mit Weihrauch das Böse aus der Hütte vertreibt. Aber was soll's, wenn jene nicht ohne Macht sind! Mögen wir noch so räuchern und Weihwasser verspritzen, manchmal ist alles umsonst.

Aber warum erledigt sie unser lieber Schöpfer nicht auf einen Schlag?, fragen wir manchmal unseren Pfarrer. Wenn jemand, dann weiß es Gott, wer sich mit dem Bösen einlässt. Warum müssen wir, das anständige Volk, ihretwegen so furchtbar leiden, wenn der Schöpfer sie mit einem einzigen Blick zerbrutzeln könnte? Warum müssen wir uns damit herumschlagen, die wir unsere Zeit anderen Verrichtungen widmen könnten, der Verehrung Gottes, seines Sohnes und der Jungfrau Maria? Wir könnten mehr Zeit für die Feldarbeit und die Viehzucht aufwenden, einige von uns auch für das Gewerbe, und

die Unternehmenderen, die Nahrung, Leinwand und verschiedenste Erzeugnisse in die nächste Stadt verkaufen, auch für den Handel. Wir könnten unseren Kindern mehr Sorge angedeihen lassen, damit sie gesund und satt sind, denn hungrige Kinder sind zu nichts nütze. So fragen wir unseren Pfarrer und warten und warten, wir, die wir nicht gelehrt, aber auch keine Deppen sind, damit uns endlich ein geschulter Mann erklärt, was uns da so furchtbar peinigt.

Und unser Pfarrer schaut zum Himmel, räuspert sich und antwortet dieses: »Gott ist geheimnisvoll und unergründlich, für euch, das einfache Volk, umso mehr. Nur er weiß, was und ob er überhaupt etwas mit euch vorhat. Darum, Leute, seid folgsam. Lasst euch nicht einfallen, wütend zum Himmel zu sehen und, Gott bewahre, mit der Faust hinaufzudrohen, denn auch Hiob, als er sich bei Gott beschwerte – Hiob? welcher Hiob, das ist keiner aus unserem Dorf, haben wir uns gefragt und uns angesehen, und der Pfarrer hat uns zusammengestaucht: der Hiob aus dem Alten Testament, ihr Bauerntrommel! – er war ein Jude und hat sich ständig bei Gott beschwert, aber es hat ihm nichts geholfen. Im Gegenteil, Gott hat ihm noch mehr Unglücke beschert, damit er nüchtern werde und die Kraft seines Glaubens beweise. Darum lasst Gott gefälligst in Ruh. Hört auf das, was ich euch sage, achtet Gottes zehn Gebote, lasst von den Hauptsünden die Finger, passt überhaupt auf, dass ihr Gott nicht wütend macht, am besten ist, wenn er nicht einmal weiß, dass es euch gibt.«



Die Autorin

Mojca Kumerdej, geb. 1964, ist Autorin, Philosophin und Journalistin. Nach einem Roman und zwei Erzählungsbänden veröffentlichte sie 2016 in Slowenien ihren zweiten Roman »Kronosova žetev« (»Chronos erntet«), für den sie den renommierten Prešeren Fund Award erhielt.

Veröffentlichungen u. a.:

Krst nad Triglavom (Roman, 2001)

Temna snov (Erzählungen, 2011)

Kronosova žetev (Roman, 2016)

Auszeichnungen:

Prešeren Fund Award

Ein Renaissance-Roman, der aus Fakten und Fiktionen ein faszinierendes Bild vergangener Zeiten webt – und wie nebenbei wird klar, dass alle Fragen absolut gegenwärtig und lebendig sind.